

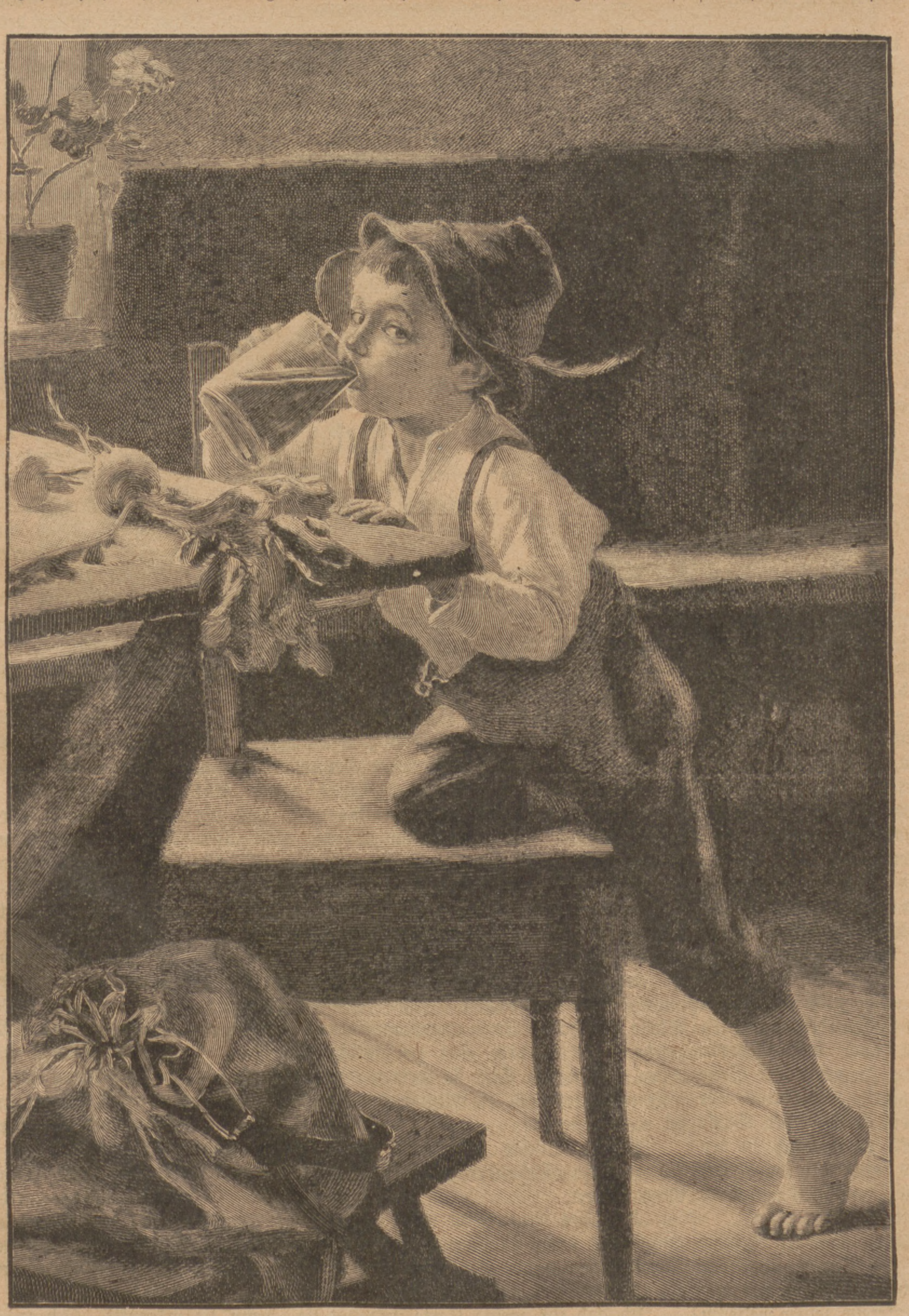
Nr. 23. **Illustrierte Unterhaltungsbeilage.** **1896.**

Zur Geschichte der Pocken-Impfung.

Mitte Mai waren es 100 Jahre her, daß der englische Landarzt Edward Jenner die erste Ueberimpfung der Kuhpockenlymphe auf den Menschen vornahm und damit den Weg zeigte, auf dem es möglich war, die verheerendste Seuche, die je die Menschheit heimgesucht hatte, in der Weise einzudämmen wie es gegenwärtig in allen denjenigen Kulturländern der Fall ist, welche sich mit Hilfe einer geeigneten Gesetzgebung der Wohlthat der Jenner'schen Entdeckung bemächtigt haben.

Schon viele Jahrhunderte vor Jenner hatte man auf Mittel gesonnen, dem Auftreten der bösartigen Pockenkrankheit zu begegnen. Die Thatsache, daß eine einmalige Erkrankung in der Regel gegen eine weitere Erkrankung „immun" (unempfänglich) machte, die Beobachtung, daß ein vereinzeltes Auftreten der Blattern für die Befallenen lange nicht so gefährlich war, als die Erkrankung zur Zeit einer allgemeinen Epidemie, die Erfahrung schließlich, daß auch die wahren Blattern in den kälteren Jahreszeiten bei geeigneter Behandlung ziemlich leicht verliefen, ließen den Versuch gerechtfertigt erscheinen, durch künstliche Einimpfung des Blatterngiftes eine Blatterndurchseuchung des Einzelnen zu erzeugen, in der Berechnung, ihn dadurch vor der viel schwereren Erkrankung zu Zeiten einer Epidemie zu schützen. In China und in Indien übte man daher die „Variolation," Einimpfung der Blattern, schon im 11. Jahrhundert.

Auch in Europa war diese Art des Blatternschutzes schon viele Jahrhunderte im Volke gekannt und geübt, ohne daß sie als brauchbares Schutzmittel jemals von den Aerzten angewendet wurde. Erst im Jahre 1713 publizierte der griechische Arzt Timoni einen Bericht über die Variolation und die Gattin des englischen Gesandten in Konstantinopel, Lady Montague, nahm sich der Sache mit großem Eifer an. Im Jahre 1721 ließ König Georg seine Kinder impfen, allerdings nicht, ohne vorher die Ungefährlichkeit der Methode an einigen Verbrechern und Waisenkindern erproben zu lassen. Der Erfolg war ein günstiger, und nunmehr wandte sich fast ganz Europa einem Verfahren zu, welches Schutz vor einer Krankheit bot, der damals nur selten jemand entging.



Ein heimlicher Schluck. (Text s. S. 92.)

Die Reaktion hiergegen konnte nicht ausbleiben. Denn wenn auch in den meisten Fällen die eingeimpften Blattern günstiger verliefen, als die zufällig erworbenen, so gab es doch immerhin eine ganze Reihe von Fällen, in denen die Impfkrankheit außerordentlich heftig war, oder gar mit dem Tode endete. Noch schlimmer wurde die Sachlage, als einige Fälle von geimpften Blattern den Ausgang für große verheerende Epidemien bildeten. Kein Wunder, wenn Manche anfingen, das Schutzmittel mehr zu fürchten als die Krankheit, und daß die Regierungen einschritten, um die Variolation zu verbieten.

Aber der Gedanke, durch Impfung dem Eindringen der Krankheit zuvorzukommen, lebte nun einmal überall in der Bevölkerung und jede Beobachtung suchte man sich für die Verwirklichung dieses Gedankens zu Nutze zu machen. Unter den Landwirten war es eine allgemein bekannte Thatsache, daß Personen, welche sich an den Pockenpusteln von Kühen angesteckt hatten, kleine Pusteln an der Berührungsstelle bekamen, nachher aber beim Auftreten von Pockenepidemien regelmäßig von einer Erkrankung an Blattern verschont blieben oder nur außerordentlich leicht erkrankten. Es ist ein Verdienst des Amtmanns Jobst Bose aus Göttingen, auf diese Erscheinung die öffentliche Aufmerksamkeit und zumal die der Fachkreise gelenkt zu haben.

Der erste, welcher diese Beobachtung praktisch ver-

wertete, war gleichfalls ein Deutscher; der Schulmeister Plett in Stackendorf bei Kiel impfte im Jahre 1791 drei Kinder des Pächters Martini auf Hasselburg zum Zwecke der Immunisierung; er sah danach, daß diese drei Kinder von Menschenpocken verschont blieben, während die nicht geimpften Geschwister daran erkrankten. Das konnte Zufall sein, und es fand das Verfahren des deutschen Schulmeisters wenig Anklang.

Erst der englische Landarzt, Edward Jenner, bewies, daß von einem Zufall keine Rede sein konnte, sondern daß mit der Einimpfung der Kuhpockenlymphe (Vaccination) eine fast absolute Sicherheit erworben wird gegen eine spätere Blatternerkrankung. Am 14. Mai 1797 impfte er vom Arme des Milchmädchens Salah Nelmes den Knaben James Phips. Als am Arme des Knaben die Kuhpocken abgeheilt waren, impfte er denselben mit der Lymphe der Menschenblattern und es ergab sich, daß die Menschenblattern im Körper des Knaben sich nicht entwickeln konnten.

Damit war der später noch oft wiederholte Beweis geführt, daß die Vaccination Schutz vor der Blatternkrankheit gewährt. Erst die Zukunft lehrte, daß dieser Schutz über 10 Jahre hinaus nicht mehr in voller Wirksamkeit besteht, daß aber auch dann noch im Falle einer Erkrankung an den Blattern meist die leichteste Form, die sogenannte Variolois, auftritt.

Der Erfolg der im Jahre 1798 erfolgten Publikation der Entdeckung durch Jenner war ein ungeheurer. Ueberall, zumal in Deutschland und England, bildeten sich Impfgesellschaften, welche dem Publikum die Lymphe der Kuhpocken zugänglich machten. Bald auch traten Verbesserungen ein, sowohl bezüglich der Impftechnik, als auch bezüglich der Gewinnung, Behandlung und Aufbewahrung der Lymphe. Mit seltener Ausnahme harmloser Ausschläge traten Mißerfolge nach der Impfung niemals ein, so daß dem Siegeslauf des neuen Verfahrens sich nichts in den Weg stellte. Erst später beobachtete man mit Schrecken, daß in einzelnen, wenn auch ganz seltenen Fällen Syphilis und Tuberkulose von einem Menschen auf den anderen übergeimpft wurden. Sofort machte sich gegen die Impfung eine Gegnerschaft geltend, die auch jetzt noch besteht, obgleich das gegenwärtige Verfahren eine absolute Sicherheit gegen eine unerwünschte Uebertragung anderer Krankheiten bietet und obgleich schon seit Jahren unter den vielen Millionen von Impfungen nicht ein einziger Fall von Uebertragung vorgekommen ist. Den Bedenken der sogenannten Impfgegner wird gegenwärtig noch immer in einer ausführlichen Pockenstatistik Rechnung getragen. Aus ihr geht hervor, daß in Deutschland in dem Maße, als die Impfung allgemein wurde, in demselben Maße die Blattern verschwunden sind und daß sie gegenwärtig, wo seit dem Gesetz vom Jahre 1874 ein jeder Reichsdeutscher geimpft ist, nur noch in ganz seltenen und vereinzelten Fällen, niemals aber epidemisch auftreten. Angesichts dieser Thatsache erscheint es schwer begreiflich, wie gerade bei uns in Deutschland eine so heftige Gegnerschaft gegen den Impfzwang sich hat entwickeln können, aber leider ist die Befürchtung gerechtfertigt, daß je mehr dank dem Impfzwang die Erinnerung an die Schrecken der Pockenkrankheit im Volksbewußtsein schwindet, um so stärker allmählich die Zahl der Impfgegner anwachsen wird.

Vorläufig allerdings, wo noch viele Menschen leben, die eine Pockenepidemie mit allen ihren Schrecken durchgemacht haben, ist wohl noch kein Gedanke daran, daß man die Entdeckung Jenner's bei Seite werfen werde und der 100jährige Gedenktag der ersten Vaccination, der in den Kreisen der Aerzte festlich begangen wird, erweckt wohl auch in breiteren Massen des Volkes eine dankbare Erinnerung an den Mann, der die Menschheit von einer der furchtbarsten Geißeln befreit hat.

Sein Lebenslauf war einfach. Edward Jenner wurde am 17. Mai 1749 zu Berkeley in Lancaster geboren, lernte in Sudbury bei einem Wundarzte Chirurgie und ging 1770 im Interesse seiner weiteren Ausbildung nach London. Nach Beendigung seiner Studien ließ er sich in seiner Vaterstadt als Landarzt nieder.

Die häufige Gelegenheit, sich mit der Pockenfrage praktisch befassen zu müssen, bewirkte es, daß bei ihm diese Frage in den Vordergrund des medizinischen Denkens trat. Von 1775—1796, also 21 Jahre lang, widmete er sich unausgesetzt dem Pockenstudium, soweit ihm seine Praxis Zeit ließ. Alsdann entschloß er sich am 14. Mai 1796 zu jener berühmten Impfung, die der Ausgangspunkt der ganzen heutigen vorbeugenden Behandlung der Pocken geworden ist. 1798 veröffentlichte er die Ergebnisse seiner Studien in einer längeren Abhandlung.

Jenner hat Ruhm und Anerkennung in reichem Maße gefunden. Das englische Parlament bewilligte ihm ein Nationalgeschenk von 30000 Pfund Sterling, sein Standbild wurde auf Trafalgar Square aufgestellt und auch im Ausland zeugen zahlreiche Denkmäler dafür, daß man sich der Größe seiner That bewußt war. Seit 1800 lebte er abwechselnd in Cheltenham und Berkely und starb dort am 26. Januar 1825 im Alter von 74 Jahren.

Im Tannenforste.

Du stille Forst, durch deine Hallen,
Streif' ich so gern im Morgenlicht,
Wo deiner Wipfel lindes Wehen
In tausend Wundern zu mir spricht.

Es dringt in deine Dämmerstille
Vom Lärm der Welt auch nicht ein Laut,
Nur durch die leis' bewegten Kronen
Das blaue Himmelantlitz schaut.

Es schwebet durch dein heilig Dunkel
Ein Lispeln, wie ein still Gebet;
Du bist wie eine Menschenseele,
Durch die der Hauch des Friedens weht.

Mathilde Wolter.

Kampf um Liebe.

Aus dem Englischen übertragen von Adele Reuter.

(Fortsetzung.)

Ich zählte das Geld und fand, daß etwas fehlte. Wir suchten von neuem, konnten aber nichts mehr finden. — Noch heute rührt es mich zu Thränen, wenn ich daran denke, welch offenes Vertrauen sie mir schenkte. — Ich nahm einiges Geld aus meiner Börse, um das fehlende zu ersetzen. Hoch erfreut nahm sie es an und dankte mir mit herzlichem Lächeln. Die liebliche Anmut des Mädchens bezauberte mich, der ich bis dahin Liebe nicht gekannt hatte. Auf meine Frage teilte sie mir harmlos mit, daß sie Elsie Bretton heiße und nicht Eltern, nicht Verwandte habe, noch Freunde besitze. Ihr Vater habe ein Leben als Künstler ohne besonderes Talent und ohne Erfolg geführt. Oft hätte sie mit ihrer Mutter darben müssen, weil es dem Vater nicht gelungen sei, das Nötigste anzuschaffen. Sein Herz sei aus Schmerz über seinen Mißerfolg im Kampf um's Dasein gebrochen. Ihre Mutter habe eine Stelle als Haushälterin angenommen und alles daran gesetzt, ihrer Tochter eine vorzügliche Erziehung zu geben. Doch als Elsie so weit gewesen, ihre Kenntnisse verwerten und die Mutter unterstützen zu können, sei diese gestorben.

Isabel lauschte schweigend den Worten ihres Vaters; ein Schauder überlief von Zeit zu Zeit ihren Körper.

„Als ihre Mutter tot war“ fuhr der Graf fort „stand das arme Mädchen ganz allein in der Welt. Mrs. Russall nahm sie gegen geringe Entschädigung als Erzieherin in ihr Haus auf.

Ich gab ihr meine Karte und bat sie, wenn sie je des Beistandes bedürfe, sich an meine Frau zu wenden. Mit herzlichem Dank setzte das liebliche Mädchen ihren Weg fort. Betrübt sah ich ihr nach, in dem Gefühl, daß ich dieses Mädchen lieben könnte, wie man nur einmal im Leben liebt und doch ohne die Hoffnung, sie jemals wiederzusehen. Mrs. Russall war mir bekannt, doch vermied ich ihr Haus. Einige Tage später las ich ihren Namen in der Fremdenliste unter den Abgereisten.“

„Bald darauf starb meine Gattin“ fuhr der Graf fort. „Vier Monate später ging ich nach Paris. Auf einem meiner Spaziergänge im Tuilleriengarten traf ich eines Tages Elsie wieder. Ein frohes Willkommen leuchtete mir aus ihren großen Augen entgegen. Mit den Worten: „Ich habe so oft Ihrer Güte gedacht, Lord Connor!“ begrüßte sie mich.

„Was soll ich Dir sagen, Isabel? Wir trafen uns täglich im Tuilleriengarten, mein Schicksal war besiegelt. Ich fühlte, daß ich nicht ohne sie sein könne und fragte sie, ob sie mein Weib werden wolle. Sie zögerte, obgleich sie mich sehr lieb hatte; der Unterschied unseres Standes schreckte sie zurück. Mir aber galt ihre reine, junge Liebe mehr als Name und Rang.“

„Es war nicht meine Absicht“ fuhr der Graf nach einer kleinen Pause fort „meine Heirat geheim zu halten. Nur ein Zufall nötigte mich zu solchem Entschluß, den ich damals für einen vorübergehenden hielt. Meine Frau war noch nicht fünf Monate tot, wir hatten deshalb die Absicht, noch ein Jahr zu warten. Plötzlich aber starb Mrs. Russall, Elsie mußte ihre Stellung aufgeben und war heimatlos. Ich beschloß, sofort zu heiraten und dann auf Reisen zu gehen. Ich wollte auf diese Weise die, meiner verstorbenen Gattin schuldige Hochachtung wenigstens nach außen hin wahren und Elsie eine Heimat geben. Der Gedanke, mich in der Fremde trauen zu lassen, war mir unerträglich, auch mußte ich, um spätere Schwierigkeiten zu vermeiden, Wert darauf legen, daß alles in bester Ordnung vor sich ging. Ich beschloß deshalb, die Trauung in der Heimat vollziehen zu lassen. Elsie war damit einverstanden, mich nach England zu begleiten. Hier im Dorfe wohnte Marie Dixon, die unserem Hause stets in Treue ergeben war. In ihrer Hütte konnte Elsie einige Tage verweilen, ohne daß ich hätte befürchten müssen, sie werde von irgend jemand gesehen werden; auf Marie konnte ich unbedingt bauen. Elsie reiste einige Tage vor mir nach hier und wurde von Marie empfangen. Ich folgte ihr, aber nur einige Diener erfuhren etwas davon, daß ich in Fenton Woods war. Der Pfarrer, ein alter Freund, dem ich die näheren Umstände darlegte, billigte meine Gründe und traute uns früh morgens in jener alten Kirche, die Du vor einigen Tagen gesehen hast. Du erinnerst Dich der Inschrift an der Eingangspforte: „Liebe ist das schönste Gebet“ — zum Andenken habe ich sie auf diesem Bilde Deiner Mutter, das Du ja kennst, anbringen lassen.

Der alte Pfarrer versprach mir mein Geheimnis zu hüten, bis ich ihm erlauben würde, darüber zu sprechen. Wenige Wochen nachher starb der gute, alte Mann. Der einzige lebende Zeuge unserer Trauung war Marie; sie hat geschwiegen, bis ihr Geist schwach wurde. Keiner meiner Diener ahnte, was vor sich ging. Niemand hatte Elsie während ihres kurzen Aufenthaltes in Fenton Woods gesehen.

Als ich meine geliebte Elsie eine Stunde nach der Trauung als mein Weib aus England hinwegführte, wußte keiner meiner Bekannten, daß ich in Fenton Woods gewesen, noch weniger, daß ich wieder verheiratet war. Marie nahmen wir als Dienerin mit auf Reisen; sie hat Deine Mutter, die sehr an ihr hing, treu gepflegt bis an's Ende.

„Ach, Isabel, mein liebes Kind, wenn ich Dir auch noch Stunden davon erzählen wollte, niemals würde ich Dir das Glück schildern können, das Elsie mir bereitete; mein ganzes Leben werde ich davon zehren. Sie war die lieblichste und treuste Gefährtin, die je ein Mann sein eigen nannte. Wie habe ich sie geliebt! Doch der Himmel strafte mich für meine Abgötterei, indem er sie mir entriß. Schon dachten wir daran, in die Heimat zurückzukehren, als Elsie erkrankte. Ich zog mit ihr nach Montreux, dort liegt meine Liebe begraben.“

Der Graf stockte, es war ihm nicht möglich, weiterzusprechen. Isabel saß schweigend, das Bild ihrer Mutter betrachtend.

Nach einer Weile fuhr der Graf fort: „Dort wurdest Du geboren, Isabel, ein Jahr und zwei Tage nach unserer Hochzeit — und drei Tage später starb Deine Mutter. Die näheren Umstände kann ich Dir nicht erzählen, ich war außer mir vor wahnsinnigem Schmerz. Nur zweierlei ist mir in der Erinnerung geblieben, einmal, daß ich in meiner Verzweiflung eine Zeit lang damit umging, mir das Leben, das für mich wertlos geworden war, zu nehmen und dann — die treu aufopfernde Hingebung Mariens. Mein Leben war gebrochen, ich aß und trank, wie andere Menschen, doch — mein Herz war tot. All mein Glück und alle meine Freude nahm sie mit in's kühle Grab!

Ich begann ein rastloses Wandern; Dich ließ ich in Mariens Pflege in Montreux zurück. Wohin meine Schritte mich führten, ich weiß es nicht. Wenn je ein Mensch von Sinnen war, so war ich es. Drei volle Jahre irrte ich in der Welt umher, ohne zu wissen, wo ich heute war und wo ich morgen sein würde. Endlich kam ich zum Bewußtsein meiner Lage und erinnerte mich, daß Elsie mir ein Pfand unsrer kurzen Liebe zurückgelassen hatte. Ich eilte nach Montreux und fand Dich in Mariens Pflege wohl und munter vor. Wir reisten nach Hause und wohnten einige Jahre in Carlyon. Dort erst reifte mein Entschluß, meine zweite Ehe auch für die Zukunft geheim zu halten. Jedermann hielt Dich für Gueneveras Kind und wenn mir meine Freunde auch Vorwürfe machten, daß ich Niemand von dem Dasein meiner Tochter Kenntnis gegeben hatte, so entschuldigten mich doch alle, wenn ich ihnen sagte, daß der Tod meiner Frau unmittelbar nach Deiner Geburt die Ursache meiner anscheinenden Nachlässigkeit sei. Ich hätte es damals wirklich nicht über's Herz bringen können, den Leuten den Roman meiner Liebe zu erzählen, ich hätte es nicht ertragen können, wenn man achselzuckend darüber geflüstert hätte, wie ich meine Hand einer Erzieherin habe schenken können. Niemand hatte Elsie gesehen, niemand konnte verstehen, was ich an ihr verloren hatte. Auch an Dich dachte ich damals, und daß man Dich weniger achten werde als die Tochter einer armen Erzieherin. Kurz — ich ließ es geschehen und sah es gern, daß man Dich allgemein für die Tochter Guineveras hielt. Als Deine Erziehung vollendet war, und ich Deinen so stark ausgeprägten Ahnenstolz entdeckte, glaubte ich erst recht, daß ich weise gehandelt hatte, indem ich auch Dich in dem Glauben ließ, Guinevera sei Deine Mutter, obgleich es mir manchmal sehr schmerzlich war, nicht einmal mit Dir von Deiner Mutter sprechen zu können."

* * *

Graf Connor war zu Ende mit seiner Erzählung; abgespannt von der Aufregung der letzten Stunden lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und schloß die Augen. Isabel verharrte in tiefem Schweigen. Ihr Leben schien vernichtet, der Schlag war zu hart. Nie hatte sie sich hingezogen gefühlt zu dem Bilde der schönen Lady Guinevera, nie hatte ihr aus deren dunklen Augen Mutterliebe entgegengeleuchtet. Wie anders heimelte sie das lieblich traurige Gesicht des strahlte aus diesen veilchenblauen Augen und ein Verlangen überkam sie, dem süßen Antlitz einen Kuß aufzudrücken. Nach einer Weile blickte sie zu ihrem Vater auf. „Verzeihe, lieber Vater, wäre es nicht doch besser gewesen, Du hättest meiner Mutter den ihr gebührenden Platz nicht vorenthalten?"

„Gewiß, mein Kind! Ihr rascher Tod vereitelte alles. Wäre sie am Leben geblieben, so hätte ich sie im Triumph nach hier geführt. Ich war sehr stolz auf sie. Keiner meiner Freunde hätte sich solches Kleinods rühmen können."

„Hat meine Mutter nicht selbst den Wunsch gehabt, Du mögest sie in Deine Familie einführen?"

„Sie besaß mein Herz und das war alles, was sie begehrte."

Wieder schwiegen beide. Nach einer Weile erhob sich der Graf und ging raschen Schrittes auf und ab, dann blieb er vor seiner Tochter stehen, deren blonder Kopf sich tief auf das Bild niederbeugte. „Du billigst meine Handlungsweise nicht, Isabel?"

„Ich habe kein Recht, Deine Entschlüsse zu mißbilligen, Papa. Du mußtest nach eigenem Ermessen handeln. Mir gabst Du ja die gleiche Freiheit."

„Deine Mutter war edel und schön, rein und gut, sie hatte ein engelsgutes Herz, war gebildet, anmutig und fein erzogen. Sage mir offen, Isabel, habe ich nach Deiner Ansicht den Namen der Paynes entehrt, indem ich sie zu meinem Weibe erhob?"

„Das ist eine Frage, die Du nicht an mich, die ich ihr Kind bin, richten darfst, Papa. Wie könnte ich meine Mutter verurteilen!"

„Ich bitte Dich um eine offene Antwort auf meine Frage, Isabel."

Ein heftiger Kampf tobte in ihrem Innern, endlich sprach sie feierlich: „Als Kind meiner Mutter muß ich Dir antworten, daß Du recht handeltest, als Payne von Carlyon kann ich nicht anders, als Dir sagen, an Deiner Stelle hätte ich meine Liebe mit Gewalt unterdrückt, und wenn mir das Herz darüber gebrochen wäre."

„Meinst Du, Isabel, daß ich den Namen unseres Geschlechts dadurch entehrt habe, daß ich eine der edelsten und besten Frauen auf dem Erdenrund zur Gräfin Connor erhob?"

„Es sei fern von mir, dergleichen zu denken. Doch laß uns nicht weiter darüber sprechen, Papa."

„Liebst Du mich weniger, Isabel, nun Du die Geschichte meines Lebens kennst?" fragte der Graf nach einer Weile.

Sie erhob sich und umarmte ihren Vater. „Wie kannst Du so fragen, lieber Vater? Ich liebe Dich mehr denn je, seit ich weiß, wie innig Du meine Mutter geliebt und was Du um sie gelitten hast. Traurig blickte sie ihn an. „Ich will Dir aber nicht verhehlen, Papa," fuhr sie fort, daß mich Deine Enthüllung schwer getroffen hat. Mein ganzer Stolz wurzelte in dem Gefühl, daß das Heldenblut der Paynes unvermischt in meinen Adern fließe. Ich dünkte mich in meinem Stolz einer Königin gleich. Seit ich weiß, daß meine Mutter die Tochter eines armen Künstlers war, dem es oft an Brod für die Seinigen fehlte, daß sie als Erzieherin in fremdem Hause ihr Dasein fristete, habe ich kein Recht mehr, auf den Stand, der sich durch eigene Kraft — sei es des Geistes oder der Hände — eine mehr oder weniger sorgenfreie Existenz zu schaffen weiß, herabzusehen, wie auf Leute aus einer anderen Welt."

„Es wird Dir nichts schaden, Isabel" bemerkte der Graf „wenn Du etwas weniger stolz sein wirst."

„Hätte ich dies alles früher gewußt, Papa, so würde ich Mark nicht entsagt haben. Deine Erzählung hat mich betäubt, ich kann mich noch nicht fassen."

„Sage mir, Papa" fragte sie nach einer Weile „sehe ich meiner Mutter sehr ähnlich?"

„Du gleichst ihr so sehr, mein liebes Kind, daß ich mich nicht wunderte, als ich hörte, daß Marie Dixon Dich mit ihr verwechselt hat. Du bist größer und stolzer als Deine Mutter, Deine Augen haben einen helleren Glanz, Dein Gesicht ist lebhafter in Farbe und Ausdruck. Sonst finde ich keinen Unterschied."

„Das ist mir lieb, Papa. Ich werde an Mark schreiben und ihm alles mitteilen. Ihm darf ich nichts verschweigen."

„Thue das, Isabel. Er wird Dich um so höher schätzen."

„Er wird mich bedauern, Papa, aber Georg Wilson würde sich freuen, wenn er es erführe. Er würde frohlocken über meine Erniedrigung."

„Wie kannst Du von Erniedrigung sprechen, Isabel?"

Da brach ihre so lange erzwungene Ruhe zusammen.

„Gewiß ist es eine Erniedrigung, Papa" rief sie leidenschaftlich. „Hättest Du mir mitgeteilt, Du habest Deine sämtlichen Güter verloren, es hätte mir nicht halb so viel Schmerz verursacht. Ich ehre das Andenken meiner Mutter, aber peinlich ist es mir, daß sie nur Erzieherin ohne Stand war. Ich konnte stolz sein auf meine Abstammung, das ist vorbei. Ich muß stets denken, man verspottet mich hinter meinem Rücken." Bitter schluchzend reichte sie ihrem Vater die Hände. „Ich will Dich nicht kränken, Papa, Du liebtest sie, und sie war der höchsten Ehre wert. Ich aber war zu stolz, und Gott hat mich dafür gestraft."

Mit einem lauten Aufschrei brach sie zusammen, der Graf fing sie in seinen Armen auf. Kalt und bewußtlos legte er sie auf den Divan. „Armes Kind! meine Mitteilungen mögen in der That hart für Dich gewesen sein. Sie werden Deinen Stolz mildern — diesen Stolz, den nichts beugen konnte, nicht einmal die Liebe."

Wie sehr glich sie ihrer Mutter! Welche schmerzlichen Linien furchten ihr blasses Gesicht!

„So jung und so schön!" murmelte er und küßte sie auf die Stirn. „Und wie hat sie schon leiden müssen."

(Fortsetzung folgt.)

Spielkätzchen.

Vermischtes.

Spielkätzchen. (S. Bild obenstehend). Das wird aber eine heillose Verwirrung abgeben, wenn klein Miezchen nicht bald in ihrem losen Spiel gestört sind. Hu, wie liegen Tuben, Pinsel und Krüge wild durcheinander. Das zuschauende Mieze-Schwesterchen muß wohl als viel artiger bekannt sein, denn die Schleife, die sie stolz am Halse trägt, wird wohl eine Verdienst-Auszeichnung für ehrpusseliges Benehmen sein. Oder denkt das unschuldsweiße Kätzchen nur einen Augenblick darüber nach, wie es noch tollere Streiche vollführen könnte, als sein gefleckter Spielkamerad?

Vermischtes.



Nasr-ed-Din †,

der Schah von Persien ist bei Beginn des Wonnemondes der Kugel eines Meuchelmörders erlegen. Der Schah-in-Schah (König der Könige) Nasr-ed-Din wurde im Jahre 1830 als ältester Sohn Mohamed Schahs geboren und bestieg am 10. September 1848 den Thron. Er hatte sofort seine Herrschaft gegen innere Feinde zu verteidigen und wurde darin kräftig von Rußland und auch von England unterstützt. Gleich nach seinem Regierungsantritt suchte Nasr-ed-Din Reformen einzuführen und es ist ihm zum großen Teile geglückt, wenn er auch nicht im Stande war, der verlotterten Wirtschaft gänzlich ein Ende zu bereiten. Oesterreichische Offiziere organisierten sein Heer, österreichische Postbeamte die Verkehrsanstalten, Teheran erhielt europäische Einrichtungen, Engländer errichteten eine Bank, es wurden Straßen gebaut, Flüsse reguliert, die Verbindungen mit Rußland nach Rescht auf einen erträglichen Fuß gebracht. Allerdings vollzogen sich diese Einrichtungen nicht schnell. Der Schah mußte erst auf Reisen nach Europa, deren eine ihn auch nach Berlin führte, sehen, wie man im Abendlande arbeite. Sein interessantes Tagebuch, das er veröffentlichte, giebt den Beweis, daß er mit offenen Augen alle Fortschritte beobachtete und wenn er seine Pläne nicht alle verwirklichen konnte, so lag dies wohl zum Teil an dem Widerstande der Bevölkerung und der Provinzgouverneure. An Aufständen im Innern, an Fehden mit Afghanistan wegen Herat, mit der Türkei wegen der Grenzregulirungen um Bajazis und Kotur fehlte es nicht. Trotzdem schritt Persien in zivilisatorischen Einrichtungen fort; eine Bahn wurde konzessioniert, die große Straße von der russischen Grenze nach Teheran in Angriff genommen. In der letzten Zeit hatte der russische Einfluß in Persien den überwiegenden Einfluß gewonnen und ihm ist die Bevölkerung geneigter als dem englischen, obwohl er für die Selbstständigkeit des Landes gefährlicher ist als der englische. Eine sichtbare Ursache zur Ermordung lag nicht vor, er war ein orientalischer Herrscher mit allen despotischen Launen eines solchen, die aber durch europäische Einflüsse stark gemildert wurden. Ein Freund der Fremden war er jederzeit und was er geschaffen, wird auch in Persien unvergänglich sein. Der neue Schah, Musaffer-ed-Din, der älteste legitime Sohn Nasr-ed-Dins ist am 25. März 1853 geboren; er gilt für einen nach orientalischen Begriffen gebildeten Mann. Er spricht französisch und englisch und ist über europäische Angelegenheiten gut unterrichtet. Seinen Kindern, sogar den Töchtern, ließ er eine europäische Erziehung geben. Musaffer-ed-Din begründete in Täbris eine Zeitung, die er seiner persönlichen Zensur unterstellte. Er förderte vielfach auch die Umformung der persischen Armee nach europäischem Muster, gründete in Täbris eine Kriegsschule und berief europäische Instruktoren.

Ein heimlicher Schluck (siehe Bild Titelseite). Die verbotene Frucht lockt, wie männiglich bekannt, am meisten, zumal wenn man offenbar Tantalus-Durstesqualen hat, wie der kleine Bursche, der nach langer Wanderung begehrlich und scheu den Labetrunk aus des Vaters Glas an die trockenen Lippen führt. Zürnen können wir dem Bürschchen nicht, daß er der Versuchung nicht kräftiger widerstanden hat. Wie konnte auch Vater so grausam sein, seinen Herzensbub mit dem verführerischen Radi und dem noch kräftiger lockenden Trank des Gambrinus allein lassen! Als mildernden Umstand nehmen wir auch an, daß er nach dem alten Erfahrungssatz „der Apfel fällt nicht weit vom Stamm", erblich mit einem kräftigen Durst belastet ist. Hoffentlich erhält später der kleine Zecher auch seinen Teil von dem Radi und dazu noch einige kräftige Schlucke aus diesem oder einem folgenden Schoppen. Prosit!

„Glücklich wie eines Popen Frau", sagt man in Rußland. Diese Redensart ist nicht unberechtigt, denn wirklich ist die Frau eines Priesters, was sorgfältige Pflege und zärtliche Aufmerksamkeit anbelangt, unendlich bevorzugt. Das kommt aber daher, weil der Priester, sobald er das Unglück hat, seine Gattin durch den Tod zu verlieren, augenblicklich seines Amtes entsetzt und ein gewöhnlicher Laie wird, während sein Besitztum zur Hälfte den eigenen Kindern, zur Hälfte der Regierung zufällt. Natürlich sehen die Popen bei der Wahl einer Lebensgefährtin sehr auf blühende Gesundheit und umgeben nach der Vermählung ihre Hausfrau mit der ängstlichsten Sorgfalt. Sie bedienen sie wie der geringste Knecht, dulden nie, daß sie feuchte Füße bekommt und hüllen sie beim geringsten Anzeichen von Erkältung in warme Tücher, mit einem Wort, die hochgestellte Frau erfreut sich in Rußlend keiner so aufmerksamen Behandlung, wie des Popen Frau, und so ist es auch kein Wunder, daß manches Mädchen eine solche Verbindung der mit einem Edelmanne vorzieht.

Einige kleine Geschichten aus dem Leben König Ludwigs I. von Bayern finden wir in dem kürzlich veröffentlichten Buche: „Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben der bayerischen Könige Max Josef I., Ludwig I. und Max II. (von Dr. Hans Reidelbach, München, Verlag von M. Kellerer). — „Wie geht es?" fragte König Ludwig, als er bei einem Besuche, den er bei seinem Sohne, dem König Otto von Griechenland machte, in Athen einem traurig dreinsehenden dicken Feldwebel begegnete, der mit den bayerischen Truppen nach Griechenland gekommen war. „Schlecht, Euer Majestät", erwiderte mit grämlicher Miene der Feldwebel. „O, wenn i doch nur a oanziges Mal wieder in Münch'n wär'. Dort ist doch a ganz anders Leben, als in diesem verfluchten Griechenlandl da. Schauen's Majestät, hier bringt mi der Durscht noch ums Leb'n. Koan Tropfen Bier, höchstens a süßer Wein, auf den man sich speien möcht', und der oan Durscht macht, daß man erlechzen kunnt. Wie ganz andersch ist do das Leben in Münch'n. Schauen's, Majestät, do hat ma' dös ganze Jahr durch a guats und a billiges Bier zum Durchtlösch'n. Im Frühjahr, um Josephi rum, da giebt's dös Salvaterbier, alle Tag a paar Maaßl, dös dringt ins Blut und giebt a Kraft. Nachher im Mai, da kommt glei' das Bockbier, da braucht man die Bockkur, alle Tage vier Seidel, aber nur in der Früh', ja net auf die Nacht, denn da thut's a das gewöhnliche Bier. Und zu dem Bier a Brunnenkreßsalat, das ist was Gesund's für die Brust. Natürli den Salat net alleini, sonst wär' er zu stark, a Stück Nierenbratl und a paar delikate Würscht müssen allemal dabei sein. Und nachher kommt die Radizeit. Ich sag' Euer Majestät, nichts Besseres für den Magen giebt's gar net, als an guten Radi und a paar Maßl Bier dazu im nüchternen Magen, das vertreibt die Verschleimung. Na, und das übrige Jahr hindurch da geht man halt fleißi ins Hofbräuhaus, dös is die beste Apothek' der Welt, da bleibt ma gesund und fröhli. O, Herr König, thun S' ma den oanzigen Gefallen und sorgen S', deß i sobald wie möglich aus dem vermaledeiten Griechenlandl hinaus nach Münch'n komme, hier geh' i an Durscht zu Grund." Der König sagte seine Verwendung zu, und bald darauf wurde des Feldwebels Herzenswunsch erfüllt und er wieder in die Heimat nach München befördert. — König Ludwig, der viel im Lande umherreiste und sich auch in München viel auf den Straßen bewegte, glaubte, wie Reidelbach schreibt, daß ihn fast alle Leute kennen sollten, doch das war nicht immer der Fall. Einmal ging er in gewohnten einfachem Anzuge an der Türkenkaserne vorüber, und als der Posten weder salutierte, noch die Wache herausrief, redete ihn der König etwas ungehalten an: „Warum rufst Du denn nicht heraus?" — „Vor wem denn?" fragte der Soldat sich nach allen Seiten umsehend. „Ich glaube gar, Du kennst nicht einmal Deinen Brotherrn!" fuhr der König fort. „So, so", sagte der Posten, „Sie sind der Bäcker vom Türkengraben, der uns immer so schlechtes Brot schickt? Vor dem sollt' ich rausrufen? Das könnt' mir einfallen." Der König lachte herzlich und ging seines Weges vergnügt weiter.

Heiteres.

Vexierbild.



Im Schwurgerichtssaale.

„Wo ist denn der Angeklagte so plötzlich hin?"

Ausgleich. Meister: „Warum heulst D' denn Bub?" — Lehrbub: „Ja, die Meisterin hat mich gehaun, und ich laß mich nimmer von einer Frau haun!" — Meister: „Na, sei nur zufrieden, da hast Du von mir a Paar!"

Angenehme Situation. Fremder: „Was treibt denn eigentlich jetzt der Kaufmann Breuer?" — Einheimischer: „Er vertritt Patentsohlen und legt sich auch nebenbei auf Stacheldraht."

Durch die Blume. A.: „Ich habe gehört, Sie sollen öffentlich erklärt haben, ich sei ein Esel!" — B.: „O nein, ich erzähle nie öffentlich, was ich von jemandem denke."

Der Modedichter. Mutter: „Seht, Kinder, das ist der berühmte Dichter — das ist der Herr, der in unser'm Salon in grünem Einband mit Goldschnitt liegt!"

Selbst überschätzt. „Denk' Dir nur, der Schriftsteller Hall leidet an Größenwahn, er bildet sich ein, man hätte ihn nachgedruckt."

Gefährlich. Herr Süffle im Seebade: „Ah! Das thut aber wohl! Wenn nur das Baden nicht mit solcher Gefahr verbunden wär'! Ich hätte beinah' — Wasser geschluckt!"

Geänderte Speisekarte. Wirt (der nach des Nachbars Katze schießt, sie aber fehlt): „Alte, streich den Hasen von der Speisekarte!!"

Macht der Gewohnheit. Redakteur: „Zum Teufel — jetzt hätt' ich beinahe ein Gedicht von mir in den Papierkorb geworfen!"

Nicht unrichtig. „Sobald ich mein Staatsexamen bestanden habe, werde ich heiraten." — „So wollen Sie also niemals aus den Prüfungen herauskommen?"

Zukunfts-Inserat. Tüchtiger Pädagog gesucht; Gehirnphotographie erwünscht. Offerte unter W. O. W. befördert d. E.

In der Kunstausstellung. Leutnant, einem Kameraden begegnend: „n' Abend, Herr Kamerad, wie geht's? Auch Kunst geheuchelt?"

Malitiös. Sie: „Was stürzt denn dort Doktor X. so aus dem Hause? — Er: „Der kommt von seiner Sprechstunde und will jetzt Menschen sehen."

Die gute Uhr. Vater (entrüstet): „Nun hast Du Dich wieder zwei Stunden nach der Schule herumgetrieben!" — Sohn: „Wieviel Uhr ist es denn?" — Vater (giebt ihm eine Ohrfeige): „Eben hat es eins geschlagen. — Sohn: „Dann bin ich froh, daß ich nicht eine Stunde früher gekommen bin."

Preis-Rätsel.

Bei zehn Grad Kälte glaub es mir,
Bin ich so recht willkommen Dir;
Doch wenn Du ohne Herz mich denkst,
Du mir gewiß nicht Liebe schenkst.

Auflösung folgt in Nr. 25.

Jeder Leser kann sich am Erraten beteiligen. Den Einsendungen ist eine Zehnpfennig-Marke beizufügen. Die drei der Form nach besten, richtigen Lösungen, die bis zum 21. Juni an die Redaktion des „Zeitspiegel" Berlin SW. 68 gelangen, erhalten je einen Preis.

I. Preis: Deutsche Pfalz und deutsches Dorf (prachtvoll illustr.)
II. Preis: Steinhausen, Geschichte Wendelins von Langenau.
III. Preis: Steinhausen, Herr Moffs kauft sein Buch.

Die Namen der übrigen Einsender von richtigen Lösungen werden veröffentlicht. Außerdem behalten wir uns vor, unter die Rätsellöser nach freier Wahl eine Anzahl der „Bunten Blätter" von der Berliner Gewerbeausstellung zu verteilen.

Auflösung des **Preis-Rätsel** aus Nummer 21:

Nahe — die Nahe.

Verantwortlicher Redacteur: Hans Sartorius, Berlin. — Verlag von Max Pasch, Berlin SW. — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW.